

# Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementpreis pro Monat inkl. Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ inkl. Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen (Postzeitungsliste Nr. 4627) vierteljährlich 2,10 Mk., für 2 Monate 1,40 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. zzgl. Postgebühren.

Redaktion: Tauchaer Str. 19/21. Telegramm-Adresse: Volkszeitung, Leipzig. Telefon 2721. Sprechstunde: 6—7 Uhr abends.

Inserate werden die 5gepaltene Zeitspaltzeile oder deren Raum mit 25 Pfg., für Gewerkschaften, politische und gemeinnützige Vereine mit 20 Pfg. berechnet. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im voraus zu bezahlen. — Schluß der Annahme von Inseraten für die nächste Nummer früh 9 Uhr. — Ausgegebenen Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Tauchaer Straße 19/21. Geschäftszeit 8—12 und 2—7 Uhr, Sonn- und Feiertagsgeschlossen.

## Das Plebiszit über die Hohkönigsburg.

\* Leipzig, 18. Juni.

„In Elsaß-Lothringen hat Ihre Partei keine Aussichten!“ — so rief vor wenigen Tagen noch im Reichstag Herr v. Köller den Sozialdemokraten zu. Natürlich; wenn über den Reichsland augenblicklich die Sonne der kaiserlichen Gnade leuchtet, so muß doch diese Gunst nach geheimräthlicher Logik durch die Loyalität der Bevölkerung verdient sein; und so malte sich der jähe Sonnenstrahl allerhöchster Befriedigung, der just durch den trostlosen Landregen reichsständischer Polizeidiktatur gebrochen war, in den verblassenden Regenbogenfarben eines alttestamentlichen Bundes zwischen altdeutscher Treue und den wiedergewonnenen Brüdern. Diese Herrlichkeit hat etwa so lange gedauert, wie — ein Regenbogen. Wenn Herr v. Köller sich jetzt die Augen reibt und die Resultate von den Gemeinderatswahlen beseht, wird er wohl finden, daß sein menschliches Verstehen hier wieder einmal eine Grenze hat, und er wird sein geistiges Gleichgewicht erst wieder in dem alten Bibelwort finden können, daß die Sonne eben leuchtet über Gerechte und Ungerechte.

Zum erstenmal sind vergangenen Sonntag die Wähler des Reichslands zu der Affaire der Hohkönigsburg zum Wort gekommen. Bisher hatte ganz allein das Straßburger Rentnerparlament gesprochen, und man hat sich längst daran gewöhnt, das Wort dieses Notablenausschusses als möglichst unverbindlich für die öffentliche Meinung in Elsaß-Lothringen zu betrachten. Dort herrscht von napoleonischen Zeiten her noch die alte Tradition des Plebiszits, und sämtliche Wahlen, die unter dem suffrago universel zu stande kommen, sind im Reichsland politische Wahlen, wie ja auch thatsächlich die Gemeindervertretungen direkt oder indirekt die Wahlkörper für die Zusammensetzung des Landesauschusses abgeben. So lange die Elsaß-Lothringer der deutschen Welt mit passiver Feindseligkeit gegenüberstanden, haben sie zum Reichstag protestlerisch und zu den übrigen Wahlen überhaupt nicht gewählt; lieber ließen sie sich durch ein Konventikel von ein paar altdeutschen Beamten und einheimischen Notabeln ihre Gemeinde-, Kreis- und Bezirksvertretungen aufdrängen, als daß sie dem verhassten deutschen Regiment durch den souveränen Stimmzettel eine Art moralischer Legitimation gegeben hätten. Es war die romantische Auffassung von dem überwiegend demonstrativen Charakter des Stimmrechts, die den Elsaß-Lothringern noch von französischen Zeiten her im Blute lag und ohne welche die ganze politische Geschichte des Reichslandes nicht verstanden werden kann. Als dann

das Auftreten der Sozialdemokratie die bürgerlichen Klassen des Reichslandes zwang, mit dieser Taktik der politischen Abstinenz zu brechen, da bekamen die Wahlen, soweit überhaupt eine Wahlbewegung in Fluß kam, ohne weiteres einen vorwiegend politischen Charakter. Die französische Tradition einer jahrhundertlangen politischen Schulung zeigte sich auch darin dem deutschen Pfahlbürgertum überlegen, daß die Wählererschaft auch in den untergeordneten lokalen und regionalen Körperschaftswahlen sich weniger von Kirchthürminteressen, als von großen politischen Gesichtspunkten leiten ließ. Freilich kam diese Wandlung nur ruckweise und zögernd zu stande; die nationalen Gegensätze wirkten noch lange lähmend auf das politische Leben ein, und der theoretisch überwundene Protest markierte sich vorübergehend in literalen und pseudodemokratischen Bestrebungen. Es war wiederum unstrittig das Verdienst der Sozialdemokratie, wenn diese Reibungsmomente möglichst rasch überwunden wurden; je schärfer die Sozialdemokratie den politischen Klassegegensatz herausarbeitete, um so rascher mußte der althergebrachte Numinos Französlinge und der Deutschthümer von der politischen Bühne verschwinden, und wenn heute Elsaß-Lothringen in geistiger, in nationaler Hinsicht als eine pacifizierte Provinz auftritt, so ist dies in mehr als einer Beziehung der aufklärenden und organisierenden Thätigkeit der reichsständischen Sozialdemokratie zu danken.

Es ist darum auch nicht mehr als billig, wenn die Sozialdemokratie jetzt die Früchte ihrer Ausfaat erntet, und es wärebarer geschichtlicher Widerspruch, wenn, wie Herr v. Köller bramarbasirte, das amtliche Deutschland die ganze politische Ernte in seinen loyalen Scheunen aufspeichern könnte. So ungerecht, wie dies Herr v. Köller sich denkt, ist die Geschichte nicht, und schon die diesjährigen Gemeinderatswahlen könnten ihn an seinem Prophetenberuf irre machen. Diese Wahlen sind in ganz eminentem Sinne politische Wahlen gewesen; sie sind wesentlich unter dem Eindruck der Aufhebung des Diktaturparagraphen zu stande gekommen. Der geheimräthliche Altnachschüssel mochte sich wohl von dieser Maßnahme goldene Berge von Loyalitätswahlzetteln versprechen. Es ist anders gekommen. Das Plebiszit über die reichsständische Geschenkpolitik ist zu einem Verdikt gegen diese selbst geworden. Die reichsständischen Wähler haben die Aufhebung der Diktatur nicht als einen Akt der Gnade hingesehen, für den sie sich durch politische Wohlverhalten allerunterthänigst revanchieren müßten, sondern als die endlich vollzogene Begleichung einer alten Schuld, die ihnen lange genug widerrechtlich vorenthalten worden war. Wenigstens betonte die sozialdemokratische Wahlagitator diesen selbstverständlichen Standpunkt, und überließ

es den Komitees der „vereinigten bürgerlichen Parteien“, die verwaschene und verschwommene Deere ihrer Kompromißwahlprogramme mit einigen feigen Loyalitätssphrasen aufzuputzen. Und das Gros der Wählererschaft hat sich in überraschender Weise für die sozialdemokratische Auffassung, als die politisch einzig mögliche und mit der Würde des souveränen Stimmzettels verträglich ausgesprochen; die politische Logik, die keine ostelbischen Gnadenwahlen und Dankbarkeitsabstimmungen kennt, hat das Plebiszit in ihrem Sinne ausfallen lassen.

Die Wahlbeteiligung war ungewöhnlich stark und ausgedehnt. Bis in die entferntesten Vogelfendörfer schlugen die Wellen der Wahlbewegung, und in den großen Städten hat die Teilnahme an der Wahl einen früher nie gesehenen Prozentsatz erlebt. In Straßburg zeigte sich die Sozialdemokratie den vereinigten bürgerlichen Parteien annähernd gewachsen; in dem hochindustriellen Mülhausen errang sie durch eine Allianz mit den bürgerlichen Demokraten einen entscheidenden Sieg. Kein Zweifel, daß das Gros der Wählererschaft die Industriearbeiter Mülhausens bildeten; die ad hoc aus der Erde gestampfte „demokratische Partei“ ist nur eine Gelegenheitserscheinung, die vorübergehen wird, wenn sich gewisse spezialbürgerliche Vorurteile gegen die „Diktatur des Proletariats“ auf dem Rathaus durch die Praxis abgeschliffen haben werden. Die Wahlenwahl, jetzt unsere Partei erfahrungsgemäß bei Wahlen mehr in Nachteil, als die Beschränkungen des Wahlrechts, wie sie die neue reichsständische Gemeindeordnung, ähnlich wie die meisten deutschen Gemeindevahlrechte, kennt. Die moralische Wirkung des Sieges unserer Genossen in Mülhausen ist bereits eingetreten: Fünf Führer der literalen Mülhauser Rathhauspartei haben in einer öffentlichen Erklärung auf ihre Kandidatur bei der Nachwahl verzichtet. Dadurch steigen die Chancen unserer Genossen, die bereits am Sonntag einen Vorsprung von mehreren Hundert Stimmen hatten, noch um ein erhebliches; die Arbeiterstadt Mülhausen, wo wir noch bei den letzten Ergänzungswahlen trotz des günstigen Gemeindevahlrechts den vereinigten bürgerlichen Parteien unterlegen waren, wird voraussichtlich die erste Stadt des Reichslands sein, wo eine demokratisch-sozialistische Mehrheit herrscht, und sie wird wohl auch in diesem Sinne einen Hecht in den stillen Karpfenteich des Straßburger Landesauschusses delegieren.

Lebtes Jahr um dieselbe Zeit werden im ganzen Reich und auch in Elsaß-Lothringen die Reichstagswahlen stattfinden. Dann wird es sich endgültig erweisen, ob Herr v. Köller ein wahrer oder ein falscher Prophet gewesen ist. Das erste Plebiszit über die allerneueste Geschenkpolitik ist nur ein einleitendes Wort gewesen; der Haupttext wird

## Seuilleton.

Nachdruck verboten.

### Ein Doppelgänger.

Von Theodor Storm.

Vor einigen Jahren im Hochsommer war es und alle Tage echtes Sonnenwetter; ich hatte mich in Jena, wie einst Dr. Martinus, in der alten Gastwirtschaft zum Bären einquartiert, hatte mit dem Wirt schon mehr als einmal über Land und Leute geredet und mich mit Namen, Stand und Wohnort, welcher derzeit zugleich mein Geburtsort war, in das Fremdenbuch eingeschrieben.

Am Tage nach meiner Ankunft war ich nach Besteigung des Fuchsturms und nach manchem anderen Auf- und Absteigen spät nachmittags in das geräumige, aber leere Gastzimmer zurückgekehrt und hatte mich sommermilde vor einer Flasche Ingelheimer hinter dem kühlen Ofen in einer tiefen Lehnstuhl gesetzt; eine Uhr pickte, die Fliegen summten am Fensterglas, und mir wurde die Gnade, davon in den Schlaf gewiegt zu werden, und zwar recht tief.

Das erste, was vom Außenleben wieder an mich herankam, war eine sonore milde Männerstimme, die, wie zum Abschied, gute Lehren gebend, zu einem anderen zu reden schien. Ich öffnete ein wenig die Augen: am Tische, unfern von meinem Lehnstuhl, saß ein ällicher Herr, den ich nach seiner Kleidung als einen Oberförster zu erkennen meinte; ihm gegenüber ein noch junger Mann, gleichfalls im grünen Rock, zu dem er rebete; ein rölliger Abendhimmel lag schon auf den Wänden.

„Und dessen gedente auch noch,“ hörte ich den Alten sagen, „Du bist ein Stück von einem Träumer, Frey; Du hast sogar schon einmal ein Gedicht gemacht; laß Dir so was bei dem Alten nimmer beikommen! Und nun geh und grüß Deinen neuen Herrn von mir; zur Herbstjagd werd ich mich nach Dir erkundigen!“

Als dann der Junge sich entfernt hatte, rüttelte ich mich völlig auf; der Alte stand am Fenster und drückte die Stirn gegen eine Scheibe, wie um dem Fortgehenden noch einmal nachzuschauen. Ich trank den Rest meines Ingelheimers, und als der Oberförster sich in das Zimmer zurückwandte, begrüßten wir uns wie nach abgethanen Werken, und bald, da niemand außer uns im Zimmer war, saßen wir plaudernd nebeneinander.

Es war ein stattlicher Mann von etwa fünfzig Jahren, mit kurz geschorenem, schon ergrautem Haupthaar; über dem Wollbart schauten ein paar freundliche Augen, und ein leichter Humor, der baar in seinen Worten spielte, zeugte von der Behaglichkeit seines inneren Menschen. Er hatte eine kurze Jagdpfeife angebrannt und erzählte mir von dem jungen Burschen, den er einige Jahre in seinem Hause gehabt und nun zur weiteren Ausbildung an einen älteren Freund und Amtsbruder empfohlen habe. Als ich ihn, seiner Vorhaltung an den Jungen gedenkend, frag, was für Leides ihm die Poeten denn gethan hätten, schüttelte er lachend den Kopf.

„Gar keines, lieber Herr,“ sagte er, „im Gegentheil! Ich bin ein Landpastorensohn, und mein Vater war selbst so ein Stück von einem Poeten; wenigstens wird ein Kirchenlied von ihm, das er einmal als fliegendes Blatt hatte drucken lassen, noch heutigen Tages nach Befehl du deine Wege, in meinem Heimatdorf gesungen; und ich selber — als junger Gelbschnabel wußte ich sogar

den halben Hhland auswendig, zumal in jenem Sommer.“ — er strich sich plötzlich mit der Hand über sein leicht errötend Antlitz und sagte dann, wie im Stillen seine vorgehabte Rede ändernd: „wo am Waldesrand das Geißblatt wie zuvor in keinem anderen Jahre duftete! Aber ein Rehböck, ein andermal — und das war schwer verzeihlich — die seltene Jagdbeute, eine Trappe, sind mir darüber aus dem Schuß gekommen! — Nun, mit dem Jungen ist es nicht so schlimm; nur der Alte drüber wird schon fuchswild, wenn wir gelegentlich einmal anstimmen: Es lebe was auf Erden stolziert in grüner Tracht; Sie kennen wohl das schöne Lied?“

Ich kannte zwar das Lied — hatte nicht auch Freiligrat seinen patriotischen Jörn an dem harmlosen Dinge ausgelassen? — Aber mir lag die plötzliche Erregung des alten Herrn im Sinne: „Hat das Geißblatt auch in späteren Jahren wieder so geduftet?“ frag ich leise.

Ich fühlte meine Hand ergriffen und einen Druck, daß ich einen Schrei ersticken mußte. „Das war ja nicht von dieser Welt,“ raunte der Mann mir zu, „der Duft ist unergänglich, — so lang sie lebt!“ Ich er zögernd hinzu und schenkte sich sein Glas voll hellen Weines und trank es in einem Zuge leer.

Wir hatten noch eine Weile weiter geplaudert, und manche anziehende Mitteilung aus seinem Forst- und Jagdleben hatte ich von ihm gehört, manches Wort, das auf einen ruhigen Lebensernst in diesem Manne schließen ließ. Es war fast völlig dunkel geworden; die Stube füllte sich mit anderen Gästen, und die Lichter wurden angezündet; da stand der Oberförster auf. „Ich sähe noch gern ein Weilchen,“ sagte er, „aber meine Frau würde nach mir aussehen; wir beide bilden jetzt allein die Familie, denn unser Sohn ist auf dem Forstinstitut zu Ruhl.“ Er steckte seine Pfeife in die Tasche, rief